

Altüberliefertes lebendiges Frühlingsbrauchtum in unserer Heimat

Von Gernot Umminger, Freiburg

Vom alemannischen „S goht drgege“, dem rheinfränkischen „Strib, Strab, Stroh, dr Summerdag isch do . . .“ bis zum ostfränkischen „Todaustragen“

In unserem heimischen alemannisch-fränkischen Sprachraum hat das Volksleben in Sitte und Brauch noch viel Althergebrachtes und Eigentümliches, was anderenorts schon längst vergessen und vom Siegeszug der Technik überholt worden ist. Setzt doch echtes Brauchtum vor allem eine gewachsene ursprüngliche, nicht organisierte Gemeinschaft voraus, eine Bindung aller an gewisse Vorstellungen. Die zivilisatorische Welt kennt trotz der fortschreitenden Nivellierung im alltäglichen Leben keine echten Bindungen mehr, und doch hat vielfach jedes Dorf immer noch eine Substanz, die Tradition heißt und als ungeschriebenes Gesetz im eigendörflichen Stolz der Gemeinschaft weiterwirkt.

Kaum sind die heiligen zwölf Nächte, die „Rauh-“ oder „Rauchnächte“, zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag mit ihrer Vielfalt an altüberliefertem Brauchtum vorüber, so heißt es im alemannisch-schwäbischen Volkstumsraum „S goht drgege!“ Dann ist es für die Narren höchste Zeit nach dem „Häs“ und der „Schemme“ zu schauen, „der Narr rührt ans Sach!“. Ein seltenes Erlebnis, den altüberlieferten lebendigen Geist der alemannisch-schwäbischen Volksfasnet an urtümlichem Ort kennenzulernen, bot am 25./26. Januar 1969 das große Narrentreffen der vier historischen Narrenzünfte von Oberndorf, Rottweil und Überlingen in der alten „Schuddig“-Stadt Elzach. Sind es doch gerade diese vier Zünfte bei denen die echte traditionelle alemannisch-

schwäbische Brauchtumsfasnet nach althergebrachten, feststehenden ungeschriebenen Gesetzen abläuft. Der moderne Mensch fühlt sich in graue Vorzeiten zurückversetzt, wenn er dem Treiben dieser vielerlei Masken echter Volkskunst, im strengen Rahmen der Überlieferung, der Sitte ihres Brauchtums begegnet. Die kultische Ableitung der Volksfasnet im alemannisch-schwäbischen Volkstumsraum aus einem uralten heidnischen Frühlingsbrauchtum ist heute unbestritten und wird von der volkskundlichen Wissenschaft klar herausgestellt: das Getön der mit vier oder gar sechs Riemen schmiedeeiserner, abgetönter Schellen besetzten Oberndorfer „Narro“, das Maskenlaufen der Rottweiler „G’schellnarren“ mit dem auf drei über der Brust gekreuzten Ledergurten getragenen Geschell von fünfzig kugeligen Glocken und einem Gewicht von vierzig bis sechzig Pfund, das ohrenbetäubende „Schnellen“ der Überlinger „Hänsele“ mit ihren Karbatschen, und nicht zuletzt das Treiben der Elzacher „Schuddig“ — in diesem historischen Kreis nach Namen, Erscheinungsform und Gebaren die wohl älteste Gestalt — die mit wildem Sprung wie leibhaftige Dämonen und Teufel in ihren feuerroten Zottelgewändern mit dem riesigen „Schneckenhüslehut“ dahertoben und die „Saublodere“ kräftig auf den Boden hauen, all das hat zutiefst den Sinn mit allerlei magischen Bräuchen und Lärmen, die dunklen finsternen Mächte des Winters zu verscheuchen und damit dem Frühling und dem Licht zum Sieg zu verhelfen.

Vom Neckar und vom Bodensee kamen über 500 Narren nach Elzach, wo schon vor zwei Jahren mit der Vorbereitung die-

ses „Großen Narrentages“ begonnen wurde. Über 600 „Schuddig“-Narren vereinten sich mit den Gästen zu einer echt alemannisch-schwäbischen Volksfasnet und dieser farbenprächtige Rahmen diente zur Einweihung des neu geschaffenen Elzacher „Narrenbrunnens“ bei der Post. Beim Empfang der Stadt Elzach sah man im fasnächtlich ausgeschmückten Bürgersaal neben Regierungspräsident Dr. Person, Landrat Wehrle und Bürgermeister Bayer, Elzach, auch die Zunftmeister der vier historischen Narrenzünfte von Oberndorf, Rottweil, Überlingen und Elzach. Die Stadt ehrte den aus Elzach stammenden Maler und Bildhauer Erwin Krumm mit einer goldenen Gedenkmünze, denn Vieles von dem, was heute nach außen hin als Kennzeichen der Elzacher Fasnet erscheint, ist dem kunstverständigen Geist Erwin Krumms entsprungen und hat droben im Finkenhof über Elzach — seinem langjähri-

gen Wohnsitz, bis er an den Brestenberg in Denzlingen zog — bildnerische Gestalt gewonnen. Wenn Erwin Krumm auch als Siebzigjähriger noch immer an den Fastnachts- tagen ein begeisterter „Schuddig“ ist, so hat er doch daran gedacht, daß seine liebe Vaterstadt einmal ohne ihn Fasnet feiern muß, und so wuchs in ihm der Gedanke an einen „Narrenbrunnen“. Für alles, was es dabei für ihn zu tun gab, verzichtete er auf jedes Honorar: die Finanzierung wurde gesichert, und die künstlerische Planung und der Bau konnten beginnen. Als ein Meisterstück künstlerischer und handwerklicher Arbeit hat jetzt am 25. Januar der neue Elzacher „Narrenbrunnen“ seine Weihe empfangen.

In die achtseitige Granitschale des Elzacher „Narrenbrunnens“ sind acht Bronzereliefs mit Motiven der Elzacher Fasnacht eingelassen. Das erste Bild zeigt den „Ausbruch“ der Elzacher Fasnet zur Mittagsstunde des Fasnetssonntags: der Narrenrat fährt mit der geschmückten Kutsche ab dem Ladhof durch Elzach, die Fasnet zu verkünden. Aus allen Häusern, Höfen, Gassen und Winkeln stürmen wild Schlag zwölf Uhr die „Schuddig“. Auf dem zweiten Bronzerelief sehen wir den „Schuddigumzug“ am Sonntagnachmittag durch Elzach, voraus die Stadtmusik mit den hohen Spitzhüten. Das dritte Bild zeigt den Umzug am Abend beim Fackelschein. Auf dem vierten Bild wird das in seiner Art einmalige „Taganrufen“ gezeigt. Vor Tagesgrauen des Fasnetmontags schlüpfen allüberallher die Taganrufer mit den weißen Überwurfhemden und ihren hohen Spitzhüten zum Ladhof. Sowie die Morgenglocke verklungen ist, setzen die „Schuddig“ ihre bislang auf der Brust hängenden Masken auf, und unter Vorantritt des mit Spieß und Laterne ausgerüsteten Nachtwächters mit seiner Frau bewegt sich der von Fackeln gespenstisch erleuchtete Zug ins Städtchen: der „Große Tag“ wird ausgerufen und zugleich Narrengericht gehal-



Der neue Elzacher Narrenbrunnen

ten. Ein schon ausgegangener alter Brauch, das „Bengelreiten“, an das sich alte Elzacher aus ihrer Jugendzeit noch erinnern konnten, wurde anfangs der dreißiger Jahre auf Anregung von Erwin Krumm wieder aufgenommen. Dieser ergötzliche Brauch des „Bengelreitens“ wird nach alter Überlieferung nur alle sieben Jahre, und zwar am helllichten Tage — am Nachmittag des Faschnachtsmontags — abgehalten. Er stellt einen burlesken, fröhlichen Narrenkrieg zwischen verheirateten Frauen und ledigen Mädchen um den jüngsten Ehemann des Städtchens dar. Der jüngstverheiratete Ehemann wird abgeholt und muß auf zwei nicht miteinander verbundenen „Bengeln“ (Stangen), die von Männern in blauer Fuhrmannsbluse getragen werden, zu reiten versuchen. Dem seltsamen Zuge voran marschiert eine Pfeifergruppe. Nach einer — bei Wiedereinführung des Brauches leider verschollenen und daher neu gestalteten Melodie — werden immer wieder die „Bengelreitse“ gespielt:

„Tri, tra, trallala,
Fall nit über de Bengel ra!“

Bald nähert sich der Umzug der gefährlichen Gasse, die von den ledigen Elzacher Mädchen gebildet wird. Diese tragen kurze hölzerne Säbel. Mit diesen versuchen sie den „Bengelreiter“ herabzustoßen. Dieses wollen die unmittelbar hinter dem Zug folgenden Ehefrauen Elzachs — gleichfalls mit Holzsäbeln versehen — verhindern. Der Umzug endet am Nikolausbrunnen. Dem alten Handwerkerbrauch zufolge, um den es sich ohne Zweifel handelt, und zwar um die sogenannte „Gesellentaufe“, müßte der „Bengelreiter“ dort eigentlich in den Brunnen trog geworfen werden. Der einst so gefürchtete Hineinwurf in den eiskalten Nikolausbrunnen bleibt dem „Bengelreiter“ heute erspart, und die hochwohlöbliche Narrenzunft ist heute Gastgeber bei dem nachfolgenden Festschmaus für Sieger und Besiegte.



Der Elzacher Maskenschnitzer Disch

Der Kampf selbst aber bietet wie eh und je urkomische Bilder. Wer das Relief des „Bengelreitens“ genau betrachtet, wird wie bei dem des „Taganrufens“ bemerken, daß nichts fehlt, was irgendwie mit den Brauchtumsvorgängen in Zusammenhang steht! Alljährlich wiederkehrend ist das „Latscharifangen“ am Fasnetdienstagmorgen, das ebenfalls in anschaulicher Weise auf einem Bild dargestellt ist. Schließlich gehört auch noch das „Scheibenschlagen“ — im Elztal allerdings nicht am sonst im alemannischen Bereich üblichen „Schiebesunndig“ oder „Küechlisunndig“ der „Burefasent“ am ersten Fastensonntag, sondern erst an der sogenannten „Lätarefasent“, am vierten Fastensonntag Lätare in der Mittfasten — zu den feststehenden lebenden Elzacher Fasnetsbräuchen, und wird auf dem neuen Elzacher „Narrenbrunnen“ dargestellt. Auch der unvergeßliche Maskenschnitzer Disch aus Elz-



Der Rottweiler „Gschellnarr“ hat für Nachwuchs gesorgt

ach, der mit unzähligen braunrot bemalten „Fratz“- und „Teufelsmasken“ mit dem stark vorstoßenden und aufwärts gebogenen Kinn, den beträchtlichen Hakennasen und unheimlichen Augen, ein Leben lang dazu beitrug, daß die Elzacher Fasnet als gewachsenes Gemeinschaftsbrauchtum weiterlebt, ist auf dem neuen Elzacher „Narrenbrunnen“ verewigt. Insgesamt gesehen bilden die acht Bronzereliefs der Brunnenschale eine einzigartige Dokumentation der Elzacher Brauchtumsfasnet. Nur ein Mann, der von Jugend auf in dieser Gemeinschaft lebt, der mit allen Erscheinungen eng vertraut ist, konnte diese Darstellung schaffen. Als „Schuddig“, der selbst das „Häs“ trägt, hat Erwin Krumm in seinen acht Reliefbildern von innen heraus künstlerisch ein lebendiges Gemeinschaftsbrauchtum unserer Heimat dargestellt, wie es anderswo in unserer Zeit kaum noch in

dieser Mannigfaltigkeit zu finden sein wird.

Vier alte Elzacher Masken bilden die Wasserspeier, während die Brunnensäule des neuen Elzacher „Narrenbrunnens“ als Freiplastik ein in Bronze gegossener lebensgroßer springender „Schuddig“ krönt. Diese Figur konnte nur ein Künstler formen und so lebendig gestalten, der selbst mit dieser Narrengestalt aufgewachsen ist: Erwin Krumm. Die Gipsmodelle sind von Ludwig Schremm, der auch die Modelle zum neuen Freiburger Bertoldsbrunnen schuf, angefertigt und in einer Gießerei in Süssen bei Göppingen gegossen worden. Die Brunnenschale und die Säule haben die Gebrüder Dillberger, Steinmetze in Elzach, aus Schwarzwälder Granit gehauen.

Betrachten wir jetzt noch die Hauptgestalten der in Elzach versammelten historischen Narrenzünfte. Wir beginnen mit den beiden berühmtesten alemannisch-schwäbischen Narrenstädten: Rottweil und Oberndorf. Die Geschichte der Rottweiler Fasnet ist eng mit der Stadtgeschichte verbunden. So ist denn auch die Rottweiler „Schwabensfasnacht“ schon in der Zimmerischen Chronik erwähnt: Sie hat sich also mindestens in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schon hervorgetan. So mag der Spruch:



Das Rottweiler „Brieler Rößle“

„Rottweil ist ein Narrennest, schon vor alter Zeit gewest“ denn auch historische Wahrheit beinhalten! Sogar im Trubel des Dreißigjährigen Krieges, als schon die Mansfeldischen Truppen das Land besetzten und sich auch Rottweil nahten, konnten einige wakkere Schwaben das „Narrenlaufen“ nicht sein lassen. So trieben verschiedene Bürger „große Gugelfuhr, Geschrey, Jauchzen und Übermuot“. Der Narrenlauf der Rottweiler „G’schellnarren“ ist bis auf unsere Tage eigentümlich: sie federn auf den Zehen in langsamem Hüpfen im Zweierteltakt. Das sieht ziemlich unheimlich aus, besonders in den Morgenstunden der beiden Fasnettage beim berühmten „Rottweiler Narrensprung“. Eine ganz andere Welt scheint auf uns zukommen mit tausendfältigem Schellengeton durch das altertümliche „Schwarze Tor“. Da hüpfet der alte, kostbar gekleidete Rottweiler „G’schellnarr“ seinen Narrenschritt, daß die ihn umgürtenden schweren Schellen klirrend lärmen, während der leichtere Geselle, der „Federehannes“, mit einer Kopfhäube und einem mit Gansfedern besetzten wallenden Mantel aus rotem oder blauem Tuch angetan mit einem zwei Meter langen Stab als wilder Bursche tolle Sprünge vollführt. Dazu macht auch das „Brieler Rößle“ seine wilden Sprünge: Ein Narro reitet auf einer Pferdeatrappe und wird beidseitig von peitschenbewehrten vermummten Treibern geführt, die aber das „Rößle“ kaum im Zaume halten können. Eine altertümliche Figur ist der „Schantle“, der in einer mehrfach variierenden Maske teilweise frühere Rottweiler Persönlichkeiten — wie man sagt — karikieren soll! Der „Schantle“ trägt einen Kaftan mit Kreuzstichstickerei, darüber einen fransenbesetzten Schulterkragen und einen reich verzierten Sonnenschirm. Dagegen soll das „Franskleidle“ jüngerer Zeit entstammen. Es könnte aus der Renaissancezeit stammen, so vornehm und kostbar sieht es aus mit den hellen Fransen auf dem

dunklen Narrengewand. Statt der schweren Stahl- oder Bronzeglocken der „G’schellnarren“ — selbst für erprobte Narren ist nach einigen Stunden des Tollens ein hartes Stück Arbeit damit getan! — trägt das „Franskleidle“ nur ein Riemengeschell mit zierlichen Glöckchen. Zu den „G’schellnarren“ zählt zu guter Letzt noch der „Biß“, eine



Oberndorfer Narro

wüste und böse erschreckend, abschreckende „Schemme“ mit breitgezogenem Mund mit gebleckten Zahnreihen, die ihm auch den Namen gaben.

Neben der Rottweiler historischen Fasnet, die viele Zeiten und Zeitmoden geschaffen haben und die doch zu einem einheitlichen Bild verschmolzen ist, zählt die Oberndorfer „Schwabenfasnacht“, mit ihren altertümlichen und merkwürdigen Zügen zur echten Volksfasnet. In Oberndorf am Neckar, das

im Jahre 1938 die Ehre hatte, ein großes und wohlgelungenes Narrentreffen abzuhalten, schlägt die Fasnet denn auch heute, mit ihrem im Grunde brauchtumsreinen Kern, alt und jung in ihren Bann. Die närrische Sitte wird in Oberndorf dank der Pflege der dortigen Narrenzunft wie eh und je streng eingehalten. Zu den historischen Oberndorfer Masken zählt der besonders bei der Jugend beliebte brezelauswerfende „Narro“; der „Hansel“ wirft Gutsle und Orangen aus und der „Schantle“ läßt die Kinder an einem Angelstecken festgemachte Würste schnappen. Der Oberndorfer „Narro“ mit der typischen Brezelstange, trägt eine bartlose, liebenswürdige Larve. Über dem bunt bemalten Leinenkleid sind die vier oder gar sechs Riemen der Rollenschellen auf Bändern über der Brust gekreuzt. Das mit Blumen und Federn geschmückte Hütchen scheint ihm in der Rokokozeit verliehen worden zu sein. Der „Hansel“ mit seinem großen weißen Schwedenkragen hat ein mehr schalkhaftes, gelegentlich auch „Schwedenmaske“ genanntes „Knebelbartlärvle“ oder „Drecklärvle“, während der eine große Rolle spielende „Schantle“ — er mag einmal als Schreckgestalt, als „Schandkerl“ gedacht gewesen sein — einen mächtigen warzenbesetzten „Zinken“ im Gesicht seiner besonders eindrucksvollen Larve trägt. Die Oberndorfer „Schantle“ werden von einer närrischen Amtsperson, dem „Polizeischantle“, in Zucht gehalten — eine ganz moderne und aktuell pressante szenische Darstellung aus alter Zeit! Denn die „Schantle“ sind wild und haben lose Zungen; sie rügen alles Dumme, Falsche, Unrechte und Verlogene, das im Orte während eines Jahres geschehen ist. Mit hohen Fistelstimmen redend und bemüht, nicht erkannt zu werden, halten die „Schantle“ das Volksgericht ab. Auf den Straßen und von Wirtschaft zu Wirtschaft sagen die „Schantle“ auf, sie „strahlen“ und „hecheln“! Dabei darf als Attribut eine bren-

nende Stallaterne oder ein Strupfer nicht fehlen! Ursprünglich verkörperte der Oberndorfer „Schantle“ — genau so wie sein Rottweiler Gegenstück — dieses und jenes Original im Städtle in der Maske, im Gebaren und seinen Sprüchen. Auch die Oberndorfer haben ein „Rößle“, das man hier „Benner Rößle“ nennt.

Als dritte historische Narrenzunft sind die Überlinger „Hänsele“ zu nennen vom „Großen Elzacher Narrentag“. Das eigenartige Fasnachtstreiben bestand in Überlingen bereits in jener Zeit, als Überlingen hochangesehene freie Reichsstadt war. Der Überlinger „Hänsele“, sicher aus seiner urtümlichen Form heraus stilistisch verfeinert, wirkt heute eher vornehm als schreckhaft. Auf Leinwand werden in Reihen farbige Stoffstreifen genäht, unter denen jedoch schwarz vorherrschend ist. Glöckchen und Metallflitter kommen hinzu. Die Nase läuft wie ein kurzer Elefantenrüssel in schwarzem Samt aus, kapuzenartig umhüllt die schwarze Tuchmaske insbesondere die Augen- und Mundpartie, mit bunten Ornamenten besetzt, während ein dicker Fuchsschwanz den Scheitel zielt. In seiner totalen Verhüllung ist der „Hänsele“ kaum erkennbar. Dem Gewand nach gehört er in die Gattung der „Zottler“, wovon die Fleckle- und Blätzlehäs ja nur Abwandlungen darstellen. Doch die oben beschriebene schwarze Tuchmaske, die statt der Nase einen schwarzsamtene „Elefantenrüssel“ trägt, gibt dem Volkskundler Rätsel auf! Sollte diese Rüsselmaske mit der Schreckgestalt der „Schnabelgeiß“ in der Schweiz in Verbindung stehen? Im nahen rebenumrankten Meersburg zieht ja auch der „Schnabelgyri“ mit Vogelkopf und langem spitzen Storchschnabel, vom „Hänsele“ begleitet an der Fasnet umher und am Lätaresonntag ist diese Figur mit einem Heischebrauch in einigen Markgräfler Dörfern in der Müllheimer Gegend als „Hißgier“ zu sehen. Ganz sicher gehört die alles



Der Oberndorfer „Hänsel“ wirft Gutsle und Orangen aus

umhüllende schwarze „Hänsel“-Maske irgendwie zu den schwarzen Gugelkapuzen der Gugelbruderschaften. Es handelte sich dabei um Begräbnisbruderschaften, die aus reiner Aufopferung dem Zweck dienten, an der Pest Verstorbene zu begraben, die zum Schutz vor Ansteckung aber ihre schwarzen Kapuzen so über das Gesicht zogen, daß nur die Augen freibleiben. Im mittelalterlichen Italien gab es eine Menge solcher Begräbnisbruderschaften. Von dort konnten sie leicht über die Schweiz (gerade im Einzugsgebiet der nach Italien führenden Graubündener Alpenpässe) in den Bodenseeraum übertragen werden. Da stehen die Überlinger „Hänsel“ mit feinen Handschuhen und sehen sehr geheimnisvoll, ja sehr vornehm aus, wie schwarze Ritter mit geschlossenem Visier. Man bleibe aber weg von ihnen, denn es wird gefährlich, wenn das „Schnellen“ be-

ginnt. Ohrenbetäubend, wie ein Pistolenschuß knallt ein Peitschenschlag durch die Luft. Wo Platz genug ist, überall im Städtchen, wird „karbatscht“! Das Hauptattribut der Überlinger „Hänsel“ ist die Karbatsche, eine kurze Peitsche mit drei bis sechs Meter langer Schnur; wenn damit zum „Schnellen“ angesetzt wird, schwingt sie der „Hänsel“ in Spreizstellung mehrfach über dem Kopf bis er die einige Meter lange Schnur am kurzen Peitschenstiel zum „Knallen“ bringt. Daß das „Karbatschen“ ursprünglich das Austreiben des Winters bedeutete, wie wir es ja auch bereits einleitend dargestellt haben, hat die Volkskunde schon früh erkannt. Überlingen hat aber noch mit etwas Besonderem aufzuwarten: seinem „Schwertletanz“. Diese — erstmals im Jahre 1646 bezeugte — Brauchtumsübung, wird in jüngeren Zeiten nur mit Abständen von



Der Überlinger „Hänsel“



Das „Feuerrad“ in Schönbrunn im Kleinen Odenwald

mehreren Jahren vorgeführt (wie in Elzach es auch beim „Bengelreiten“ der Fall ist). Träger dieses früher alljährlich geübten Privilegs waren einst die in der sogenannten „Wolferzunft“ zusammengeschlossenen Reblente. Es handelt sich um einen Schautanz, wie ihn im 16. Jahrhundert und später in vielen Reichsstädten vornehmlich die Zünfte der Messerschmiede und Schwertfeger aufführten. In den bekannten Nürnberger „Schembartbüchern“ des 16. Jahrhunderts finden sich bildliche Darstellungen des Schwerttanzes mit den gleichen Figuren, wie sie der Überlinger „Schwertletanz“ aufweist: Spitz und Griff, Maschen, Rose, Durchschlüpfen, Degensprung! Vor über zehn Jahren hatte man in Freiburg Gelegenheit, die gewiß seltene Aufführung des Überlinger „Schwertletanzes“ außerhalb der Bodenseestadt zu erleben: beim großen alemannischen Volkstumsabend im Kaufhaussaal anlässlich des in Freiburg stattfindenden „Ta-

ges der Deutschen Heimatpflege“. Damals war es dem verdienstvollen Leiter der „Badischen Landesstelle für Volkskunde“ in Freiburg, Professor Dr. Johannes Künzig, gelungen, die Überlinger im Freiburger Kaufhaussaal mit dem „Schwertletanz“ vorzustellen. Inzwischen hat die „Badische Landesstelle für Volkskunde“ in Zusammenarbeit mit dem „Institut für den wissenschaftlichen Film“ in Göttingen im Jahre 1962 einen Farb-Tonfilm „Der Überlinger Schwerttanz“ und im Jahre 1963 einen Farb-Tonfilm „Die Fasnet der Elzacher Schuddig“ aufgenommen. Diese Filmdokumentationen erweisen, daß hier nichts Organisiertes geschieht, sondern daß sich altüberliefertes, gewordenes, in Jahrhunderten gewachsenes Brauchtum der Gemeinschaft vollzieht.

Bei unserem Streifzug durch historische Zünfte der alemannisch-schwäbischen Volksfasnet dürfen selbstverständlich die Villinger Fasnachtsgestalten nicht fehlen! Sind diese

doch alt und tragen Eigenheiten frühen kultischen Brauchtums. Sie lärmen mit den schon früh bezeugten Schellen, gehen eigentümlich ihren Narrenschritt und springen auf rhythmische Art, rügen, strählen und hecheln durch — im allerbesten Sinn! In Villingen vollzieht sich das gewachsene, von altersher im Blut liegende Narrentreiben am Fasnetmontag und Fasnetdienstag. Die Schrift des jahrzehntelangen Präsidenten der Villingener „Narrozunft“, Albert Fischer, „Villingener Fastnacht, einst und heute“, bringt historische Zeugnisse bereits aus den Ratsprotokollen des 16. und 17. Jahrhunderts über das „Masqueralaufen“ in Villingen. Heute findet am Fasnetdienstag der große Umzug der Villingener Narren statt. Als originelle Gruppen fallen uns besonders auf: der „Butzesel“ und die „Stachi“, dann auch das „Wueschtrenne“. Schildern wir zunächst „Butzesel“ und „Stachi“. Als „Butzesel“ reitet ein Narro mit einem großen Eselskopf und Plätzlehäs (aus zusammengesetzten Flickern) auf einem „Bengel“ und versucht — ähnlich wie das „Brieler Rößle“ von Rottweil und das Oberndorfer „Benner Rößle“ — den ihn begleitenden „Stachi“ (diese tragen blaue Fuhrmannskittel zur bemalten Narrenhose) mit wilden Sprüngen, insbesondere in ein Wirtshaus zu entkommen. Gelingt es dem „Butzesel“, den ihn mit langen Peitschen in der Straßenmitte haltenden „Stachi“ in eine Gaststätte zu entkommen, so müssen diese seine ganze Zeche bezahlen. Die „Butzesel“-Darstellung stammt ohne Zweifel sicher aus alter Zeit und stellt eine Austreibung der Winterdämonen zum Tor hinaus dar. Sie gehört eigentlich in die Gattung der „Strohbutzen“ und „Strohären“ des Dorfbrauchtums, wie wir etwa in Singen am Hohentwiel neben der neueren „Poppele“-Narrenzunft erfreulicherweise immer noch den alten bäuerlichen Untergrund in der Hauptfigur des „Hoorige Bär“ (in einer struppigen Stroeinkleidung mit einem knorrigen Ast in den Händen und einer fin-

ster dreinschauenden Maske) erkennen. Die Villingener „Butzesel“- und „Stachi“-Gruppe und der Singener „Hoorig Bär“ symbolisieren für jeden Volkskundler klar erkennbar das altüberlieferte Winteraustreiben des Frühlingsbrauchtums, dem wir in der weiteren Darstellung dann vor allem beim rheinfränkischen „Sommertagszug“ im „Winterbutzen“ und beim ostfränkischen „Todaustragen“ in der Gestalt des „Toten“ wiederbegegnen werden! Hierher gehört auch das schon oben genannte Villingener „Wueschtrenne“. Der „Wuescht“ — in Anpassung an die vornehm höfisch wirkenden „Hansele“ gleichfalls ins Narrohäs, wenn auch ins schäbige, abgetragene gesteckt — ist dick mit Stroh und Heu ausgestopft; selbst der Kopf ist noch mit Tüchern gepolstert. Sind die „Wuescht“ doch als Personifizierungen des auszutreibenden Winters allen nur mög-



Pfälzische Sommertagsstecken mit Brezel und Eier als Fruchtbarkeitssymbolen



Der „Tote“ wird verbrannt

lichen Drangsalen ausgesetzt! Als besondere Zielscheibe für die Schneebälle der Jugend — meist liegt ja tiefer Schnee im Hochschwarzwald zur Fasnachtszeit — trägt der „Wuescht“ noch ein Brett auf dem Rücken mit einer aufgenagelten Puppe. Er ist schon eine echte wüste Wintergestalt, der Villinger „Wuescht“! So tollt er, den genau zu ihm passenden Reisigbesen schwingend, von der Jugend verfolgt, durch die Straßen Villingens.

Berühmt sind weithin die Villinger Gesichtsmasken, die „Schemmen“, oft gute Erbstücke früherer Volkskunst, heute in den Händen von Manfred Merz liegend, der selbst ein begeisterter Villinger „Narro“, das Talent der Maskenschnitzerei in der väterlichen Werkstatt erlernte. Besonders köstlich sind seine „Surhebel“- (der vollendete Griesgram) und „Morbili“- (das alte runzlige Weiblein) -„Schemmen“. Dieses „alte Paar“ — wie man es wohl um die Jahrhundertwende überall noch in Stadt und Land wirklich sehen konnte — kommt öfters in den Fasnachtsbräuchen im alemannisch-schwäbischen Raum vor. Über der die „Schemme“ oben abschließenden Perücke baumelt der Fuchsschwanz, dem wir ja immer wieder bei unserem Gang durch die schwäbisch-aleman-

nische Volksfasnet begegnen! Die weiße, gestärkte Halskrause gibt der „Surhebel“-Gestalt einen ergötzlichen Anflug von Koketterie. Professor Dr. Johannes Künzig hat in seiner von der Badischen Landesstelle für Volkskunde in Freiburg herausgegebenen Abhandlung „Die alemannisch-schwäbische Fasnet“ auf den Seiten 46/47 eine köstliche Bildfolge der „Surhebel“-Schemme von Manfred Merz gebracht.

Die Hauptgestalt der Villinger Fasnet ist der „Narro“, auch „Hansele“ genannt. Der „Hansele“ trägt ein mit Tiergestalten merkwürdig bemaltes Narrohäs. Auf dem „Schobe“ (Kittel) finden sich vorne Fuchs und Has, hinten ein Hansel aufgemalt, während die Hosenbeine in der Vordersicht Löwe und Bär, rückwärts Hänsel und Gretel zeigen. Manfred Merz hat auch die klassische Villinger „Ölmüller“-Schemme (von Dominik Ackermann in Villingen, 1779—1835) der „Narro“ nachgeschnitzt, den Typ der „Baaremer Narro“ mit jenem überlegen wissenden Lächeln des späten Rokoko und der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, den wir vor allem in Villingen, Bräunlingen, Donaueschingen und Hüfingen finden. Der höfische Zug dieser „Schemmen“ wird noch durch die aufgemalten Bärte und besonders den Glanz der lackierten Oberfläche — bei einer gewissen starre, doch überaus rätselhaft und eindrucksvoll wirkend — verstärkt. Über die Villinger Fastnachtmasken hat Josef Liebermann in „Mein Heimatland“, 21. Jahrgang, 1934, Heft 1/2, S. 20 ff., ausführlich geschrieben. Auf dem Kopf der „Hansele“ zu Villingen sitzt der schon obligatorische stattliche Fuchsschwanz! Das „G'schell“, große Rollen aus Bronze, läuft an weißen Lederriemen kreuzweise über die Schultern mit ordentlichem Gewicht. Bei dem eigenartigen Narrensprung im Zweiviertel-takt hüpfend, tönen und schettern die Bronze-Rollen voll und schön. Beim gravitätischen höfischen Daherschreiten stützt sich der „Hansele“ auf einen breiten, aus Hart-

holz gefertigten „Narrensäbel“. Das „Ehrenschnupftuch“ (Foulard), ein großes buntes Seidentuch, ist auf der linken Seite am Häs befestigt. Hier in Villingen, wie dann auch in Donaueschingen und Hüfingen, werden die „Hansele“ und „Narro“ von den „Mäschgerle“ (Maskierten), Frauen in der alten Tracht, begleitet. Zur hochgestellten Filigranradhaube, dem großen Schulterumschlagtuch und einer Seidenschürze ist durch Manfred Merz eine überaus liebliche und gefällige Frauenschemme getreten. Wie überall sind die Villingen „Hansele“ selbstverständlich auch freigebig: aus mitgetragenen Körben werfen sie den Kindern Gutsle, Orangen, aber auch noch Schnitze und Nüsse zu. Und daß die Spendiergefäße mehrmals am Tage aufgefüllt werden müssen, dafür sorgt Villingens Jugend, die immer wieder während der Fasnettage den allgemein im alemannisch-schwäbischen Volkstumsraum bekannten Spruch auf sagt:

„Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz,
unn wenn die Katz nit hoorig isch,
No fangt sie keine Müs!“

Was in dem alemannischen Volkstumsgebiet unserer Heimat die „Brauchtumsfasnet“ und das „Scheibenschlagen“ am „Funken-sonntag“, dem ersten Fastensonntag, bedeuten, das ist in dem rheinfränkischen Siedlungsgebiet im Bereich des unteren Neckartales zwischen Eberbach und Heidelberg, das Führen der „Feuerräder“ und das Abbrennen des „Fastnachtsfeuers“, allerdings zu einem anderen Brauchtumstermin, nämlich schon am Fastnachtsdienstag. Nur die Seitentäler des unteren Neckars im hessischen Odenwald bei Neckarsteinach und im badi-schen kleinen Odenwald kennen diese Feuerzeichen am Fastnachtsdienstag. In einzelnen Gemeinden des Saarlandes lodern auch Reissigstöße am ersten oder zweiten Sonntag vor Fastnacht auf; es sei in diesem Zusammenhang auch an das Verbrennen einer Stroh-

puppe beim „Todaustragen“ am Sonntag Lätare des östlichen Baulandes und der Höhe zwischen Miltenberg und Wertheim über dem Maintal und im Maintal daselbst erinnert, wie an die Osterfeuer ganz allgemein. Diese „Frühlingsfeuer“, wie sie die Volkskunde in ihrem Bestreben nach einer Einordnung benennt, erstrecken sich also fast über ein Vierteljahr. Es gibt überhaupt wenige andere Bräuche mit einer auch nur ähnlich weiten zeitlichen Streuung. Alle diese Frühlingsbräuche, seit vielen Jahrhunderten von Generation zu Generation weitergegeben, enthalten wohl den gleichen Sinn: Freude am wieder zunehmenden Sonnenlicht, Verdrängen dämonischer Mächte der Finsternis durch bewegtes Feuer, welches zugleich den Segen für die Feldflur und die nun bald wieder beginnende Arbeit des Landmannes



Der „Sommerbutzen“

bedeutet. Zwar haben ungünstige Zeiten, wie Kriege und Hungersnot, so manches Mal den uralten Brauch — im Odenwald ist das Führen der Feuerräder schon im 11. Jahrhundert urkundlich belegt — stark zurückgedrängt, aber immer ist dieser schöne, von alt und jung gleichermaßen gefeierte Frühlingsbrauch wieder aufgekommen. Überall spiegelt sich darin die Sehnsucht der Menschen nach Frühling und Sonne, wenn die langen, harten Wintermonate zu Ende gehen — obgleich um diese frühe Zeit des aufsteigenden Jahres, wie wir es in den Faschnachtstagen 1969 erleben, noch oft genug der Winter hart mit Eis und Schnee droht!

Was wir in unseren Tagen in lebendiger Brauchtumsform erleben, ist uns schon — wie bereits oben erwähnt — aus dem Jahre 1090 urkundlich belegt und bezeugt vom Kloster Lorsch zwischen Worms und Hepenheim im hessischen Ried, welches im Jahre 1964 das Jubiläum zum 1200jährigen Bestehen feiern konnte. Bei der kirchlichen Feier des Benediktusfestes am 21. März des Jahres 1090 flog beim Scheibenschlagen — der heute nur noch weiter südlich im almannischen Schwarzwald und Oberland gebräuchlichen Brauchübung — infolge eines ungeschickten Wurfes eines der Jungburschen, eine glühende Scheibe hoch empor auf das Kirchendach. Da blieb sie zwischen den Ziegeln und dem morschen Sparrenwerk stecken und wirkte bei dem wehenden Winde wie Zunder für den daraus entstehenden Klosterbrand. Im darauffolgenden Jahre führte der Papst die 40tägige Fastenzeit ein; es läßt sich freilich nicht nachweisen, daß dies im Zusammenhang mit dem Brand des berühmten Benediktinerklosters Lorsch — in dessen Codex Laureshamensis über tausend Städte und Gemeinden unserer Heimat erstmals erwähnt sind — stand.

Schon lange Wochen vor dem Faschnachtstag sammeln die Buben der oberen Schulklassen in den badischen und hessischen

Gemeinden des Ulfenbachtals bei Hirschhorn und im Kleinen Odenwald bei Eberbach von Haus zu Haus gehend mit einem Heischespruch die große Menge Stroh, die zum Umwickeln des Feuerrades und zum Umschichten der als Faschnachtsfeuer auf einer naheliegenden Anhöhe aufgestellten dünnen Fichte gebraucht wird. In langen Girlanden ist das Stroh durch die Speichen des Rades geflochten, immer hin und zurück, bis — in Heddesbach etwa — die Breite von sieben Metern erreicht ist. Das Stroh muß dann noch tüchtig mit den Füßen weich getrippelt werden, bevor die zwei Wochen lang zur Härtung, damit sie nicht anbrenne, gewässerte lange Führungsstange durch die Radnabe gesteckt wird. Nach all dem ist ein solch geführtes Feuerrad etliche Zentner schwer.

Wenn sich dann am Abend des Faschnachtstags das Dunkel über die Hänge des südlichen Odenwaldes gesenkt hat, erleben die stillen Dörfer ein Schauspiel, das sich kraß von dem Faschings- und Karnevalstrubel in den nahen Städten unterscheidet: Die Feuerräder rollen zu Tal!

Zunächst ziehen in allen Brauchtumsorten die Dorfjugend und als weitere Altersgemeinschaft und Ausrichter bestimmte Vereine (in Darsberg 1961 der Sportverein und in Heddesbach 1961 der Männergesangverein) hinauf zu der volkssprachlich „Fasemtradberch“ genannten Anhöhe. Dort wird der — in den letzten Tagen vor dem vorzeitigen Abbrennen durch neidische Nachbarn — streng bewachte, hochaufgerichtete Holzstoß, der „Fasemthaufen“, entzündet. Erwartungsvoll steht unten am Berg die ganze Dorfgemeinschaft, alt und jung, dazu auch von der einen oder anderen Stadt größere Gesellschaften, besonders Ortsgruppen der „Badischen Heimat“, des „Odenwald Klubs“ und des „Pfälzerwald Vereins“.

Da — plötzlich flammt oben auf dem „Fasemtradberch“ ein einzelnes Licht auf,



Elzacher Schuddig mit 5 verschiedenen Larven

dann sind es zwei, drei; sie vermehren sich auf geradezu gespenstische Art und Weise. Jetzt haben die Dorfbuben ihre Fackeln am Feuer des „Fasemthaufens“ entzündet, schwingen sie in großen Bögen und werfen sie in die Luft. Dann saust ein großer Feuerball zu Tal, ein brennender mit Stroh ausgestopfter Korb, der „Ketzen“ genannt wird. Andere folgen. Gleich darauf — die Eingeweihten wissen es — folgt das Feuerrad, mit den „Ketzen“ wird nur der Lauf des Feuerrades selbst geprobt, vor allem dort, wo es — wie in Brombach — noch „gesprengt“ wird, wo man es also frei laufen läßt. Wo das „Feuerrad“ — wie heute an fast allen Brauchtumsorten üblich — „geführt“ wird, an einer langen Stange über den sanften Hang hinabgleitet, haben die „Ketzen“ ihren eigentlichen Sinn verloren, aber auch hier sind sie als die Vorboten des großen Feuerrades selbst meist noch zu sehen.

Mädchen und Buben umspringen das „Feuerrad“, das im Gleichschritt der Mannschaft — mit je etwa sechs Mann an beiden Seiten — langsam den „Fasemradberch“ herabgeführt wird. Die einst genau festgelegte Altersgemeinschaft (oft waren es die in dem betreffenden Jahr zur Rekrutierung kommenden) zum Führen des „Feuerrades“ ist heute meist von ausrichtenden Vereinen abgelöst worden. Beim Lauf des Feuerrades schwingt die Dorfjugend ihre Fackeln mit dem vielstimmigen Ruf:

„Sinnbild der Sonne springe ins Tal
Künde den Frühling vieltausendmal!“

Es gehört schon einiges dazu, den genauen Zeitpunkt zu bestimmen, wann das brennende Rad endlich ablaufen darf, denn die alten Bauern sind gar scharfe Beobachter. Das „Feuerrad“ soll ja nicht nur Sinnbild der Sonne, die segen- und fruchtbarkeitspendende Wärme ins Tal herniedertragen soll, sein und nicht nur die Geister und

Dämonen der Finsternis des Winters vertreiben, sondern der Lauf des „Fasemtrades“ gibt den Alten vielmehr auch noch Aufschluß über den Verlauf des ganzen nächsten Bauern- und Erntejahres. Wenn das Feuerrad — aus welchem Grund auch immer — zu spät auflodert, dann wird es einen späten Sommer geben. Verlischt es zu früh, dann muß man um die Ernte bangen; wenn es aber eine ganz lange feurige und leuchtende Spur hinterläßt, dann darf man dem kommenden Sommer und Herbst beruhigt entgegensehen. Es ist immer wieder ein wunderbares Bild, wenn in sternklarer, frostkalter Nacht über dem weithin glitzernden Schneefeld dauernd Stroh von dem brennenden Rad abfällt und das „Feuerrad“ seine leuchtende Spur zum Segen der Feldflur für das kommende Jahr ins Tal hinunterzieht.

Ist das Feuerrad dann am Erlöschen, zieht die Dorfgemeinschaft und besonders die Schuljugend zu dem langsam in sich zusammensinkenden „Fasemtfeuerhaufen“, um mit Lied und Spiel den Frühling herbeizuwünschen.

Beiderseits des unteren Neckars kennen wir zwei Formen des „Fasemthaufens“: den alten kugeligen Haufen, rund um eine Mittelstange, an deren Spitze noch zuweilen der dürre Baumwipfel mit einer Strohpuppe — symbolisch wird mit dieser Strohpuppe ja auch der Winter verbrannt — sichtbar ist und dann den Fasnachtshaufen mit einem etwa einen Meter hohen Holzrost, auf den man in allerjüngster Zeit alte abgefahrene Autoreifen und ausgediente Reifen der an die Traktoren angehängten „Rollenwagen“ zu einer ganz besonders starken Rauchentwicklung, mit Benzin übergossen, legt. Die ursprüngliche kegelige Form ist heute noch südlich einer Linie etwa von Heppenheim — Lindenfels — Marbach gebräuchlich. Allmählich drang dann aber der neuere Holzrost — wie so viele Wandlungen im Brauch-

tum — von Südwesten her in dieses Gebiet hinein. Der Volkskundler Dr. Heinrich Winter aus Bensheim an der Bergstraße leitete den Holzrost technisch von den alten Lärm-Feuersignalen des Odenwaldes ab, mit denen man sich im Mittelalter verständigte und führte auch das wesentlich schnellere Abbrennen an, in welcher Hinsicht die neueste Entwicklung mit den Gummireifen ihn bestärkte.

Sah man Anfang der sechziger Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg noch das Rollen und Führen der „Feuerräder“ in den badisch-hessischen Odenwaldgemeinden Brombach, Darsberg, Grein, Haag, Heddesbach, Heiligkreuzsteinach, Langenthal, Moosbrunn, Nekkarkatzenbach, Neunkirchen, Schönau, Schönbrunn und Schwanheim, so waren es 1966 nur noch die nordbadischen Gemeinden Brombach und Heddesbach und das benachbarte hessische Langenthal, in denen dieser altüberlieferte Fastnachtsbrauch ausgeübt wurde. Fast schien es so, als ob in unseren Tagen — wo wir es doch erleben müssen, wie in kürzester Zeit, vieles an altem Volksgut verloren geht — dieser ungewöhnliche Brauch des „Fasemtradrollens“ im unteren Neckartal im Schwinden begriffen sei. Doch jetzt waren es 1969 wieder sechs Gemeinden, in denen der Lauf des „Feuerrades“ den Frühling verkündete: Brombach (an der Südseite des Gewanns „Bannholz“, gegenüber dem „Talblick“; hier wird das „Feuerrad“ noch nach ältester Überlieferung in freiem Lauf „gesprengt“), Darsberg (am „Erlig“, von Richtung Neckarsteinach her gesehen Berghang rechts beim Dorfeingang; hier war 1969 beim Brauchtumsablauf der „Odenwald Klub“ mit der Ortsgruppe Heidelberg dabei), Haag (Ortseingang Richtung Waldwimmersbach), Heddesbach (unterhalb der Kirche, am Sportplatz, in der Nähe des Gasthauses „zum Lamm“, in Richtung Brombach, links des Baches, am „Dammberg“), Langenthal (am südlichen Ortseingang, Rich-

tung Hirschhorn, gegenüber der Fabrik Mayer, von der Höhe „Palmenstock“; hier wurde durch die Freiwillige Feuerwehr als ausrichtender Gemeinschaft das Führen des „Feuerrades“ durch den vorhergehenden Lauf der brennenden „Ketzen“ — alter Bienenkörbe — erprobt) und Schönbrunn (gegenüber dem neuen Rathaus, auf der Anhöhe zwischen den Ortsteilen Ober- und Unterschönbrunn). Das Lied der Langenthaler Schulkinder beim Lauf des „Fasemtrades“: „Hei, so treiben wir den Winter aus, jagen ihn zum Land hinaus . . ., jagen ihn zuschanden“, bringt uns dann schon unmittelbar an das Sonntag-Lätare-Frühlingsbrauchtum im rhein- und ostfränkischen Volksstumsgebiet unserer Heimat heran.

Wenn am Sonntag Lätare — dem vierten Fastensonntag, in diesem Jahr am 16. März — im Evangelium zur Mittfasten der erste Schimmer auf das glanzvolle Osterfest vorausweist, dann ist nach altem pfälzisch, rhein- und ostfränkischem Volksbrauch, der „Sommertagszug“ die weltliche Entsprechung solcher Freude. Mag der Frühling schon sehr zeitig einsetzen mit einem milden Nachwinter und früher Vegetation, die bereits im Februar die Reben zum „bluten“ bringt, wie es im Jahre 1966 der Fall war, oder aber wie jetzt 1969 und nach dem „Jahrhundertwinter“ 1962/63, nur zögernd und spät ins Land ziehen, immer erwarten alt und jung sehnsuchtsvoll den „Sommertag“ mit den fröhlichen Kinderumzügen. Was im alemannischen Oberland der „Storchentag“ zu Haslach im Kinzigtal (heuer am 22. Februar) und dann zum gleichen Lätare-Brauchtermin im Markgräflerland „Hißgier“ und „Uffertbrut“ darstellen, das ist im rheinfränkischen Unterland, vor allem im Raum der alten historischen Kurpfalz beiderseits des Oberrheins, am unteren Neckar, im Odenwald und dem badischen Frankenland, der „Sommertag“ mit seinem so vielfältigen Reichtum an altüberliefertem

Frühlingsfeier-Brauchtum. Besonders beim jetzt zum sechsundsiebzigsten Male in seiner organisierten Form stattfindenden Heidelberger „Sommertagszug“ werden die Kinder mit ihren zum blauseidenen Märzhimmel ertönenden Stimmen den Frühling jubelnd begrüßen, wenn es immer wieder im Chor erklingt:

„Strih, Strah, Stroh,
 der Summerdag isch do.
 De Summer un de Winder,
 des sin Geschwischderkinder,
 der Winder werd enausgeglobbt,
 er werd verhaue un verobbt.
 Die Friejhrssunn, die lacht'n aus
 un schaft'n glei zum Land enaus.
 der Winder isch verschwunne,
 de Summer hot gewunne.
 Strih, Strah, Stroh,
 der Summerdag isch do“.

Indem wir den „Sommertagszug“ wählten, haben wir nur eine ganz bestimmte Ausprägung des alten Brauches, sozusagen den allgemein verbreitetsten und bekanntesten Namen für drei verschiedene Brauchumsformen genommen, die alle noch in der Pfalz, am unteren Neckar, im Odenwald, dem Bauland, Mainfranken und auf der „Höhe“ zwischen Miltenberg und Wertheim wie auch im Maintal daselbst zu finden sind: das vorderpfälzische und rheinhessische (vor allem noch im Wormsgau und im Leininger Bereich geübte) „Stabaus“, den rheinfränkischen „Heidelberger Sommertagszug“ (so nennt ihn übrigens auch das „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“, 2. Auflage, neu bearbeitet von R. Beitz, Stuttgart 1955, Kröners Taschenausgabe Band 127, S. 460), eben das „Sommermaiern“, wie es auch der einheimische Volkskundler Dr. Heinrich Winter aus Bensheim an der Bergstraße ausführlich beschrieb, und schließlich das ostfränkische sogenannte „Todaustragen“, einen an sich ostdeutschen Brauch, dessen West-

grenze jedoch schon seit alter Zeit im badi-schen Frankenland und in Mainfranken liegt.

Diese alte und schöne Sitte, den Frühlingsbeginn zu feiern, die alle Franken vom Rhein bis gen Schlesien kennen oder gekannt haben, wird zumindest für Franken und Schwaben, schon in der ersten deutschen Volkskunde des Johannes Bohemus: „Omnium gentium mores, leges et ritus“ aus dem Jahre 1520 schriftlich belegt und dann auch in Sebastian Francks „Weltbuch“ im Jahre 1534 erstmals ausführlich genannt und beschrieben. Und dann ist es vor allem unsere Liselotte von der Pfalz, die in ihren so sehr von Heimweh erfüllten Briefen aus Frankreich des „Sommertags“ wiederholt gedenkt „als einer so gut pfälzisch und schönen sacht“. So heißt es etwa unter dem 28. April 1696 bei ihr in einem von besonderer Sehnsucht nach der heimatlichen Pfalz am Rhein getragenen Brief: „... möge man singen können, wie die Buben zu Heydelberg es thaten vom Berg herab, wen sie den Sommer und den Winter herumb führten“. In einer Mosbacher Stadtrechnung aus dem Jahre 1537, erstmals von Mößinger publiziert, finden wir dann weiter folgende aufschlußreiche Eintragung: „... uff mitfasten (also an Lätare) aufgangen zwölf Schilling, als man den sumer wie von alters (und das im Jahre 1537!) geholt. Ein Schilling den Knaben dises tags für pretzen.“ Wie wir bereits oben sahen, hat unsere Liselotte von der Pfalz in den sechziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts auch schon Sommer- und Winterbutzen gesehen, die dann sicher — nach dem obligatorischen Heische-gang — ihren „Scheinkampf“ zwischen Sommer und Winter austrugen. Es handelt sich dabei, wie wir es besonders schön und eindrucksvoll in unseren Tagen vor allem noch am Landauer und Forster „Hansel Fingerhutspiel“ sehen können, darum, nicht nur sinnbildlich, sondern, echtem unverfälschten Volksdenken entsprechend, auch bildhaft

dem Sommer zum Sieg über den Winter zu verhelfen. Im Streit- und Kampfgespräch treten sich Sommer und Winter gegenüber. Der Lärm, den die Jugend, nach Altersgruppen genau eingeteilt und mit den verschiedensten „Katzenmusik“-Instrumenten ausgerüstet, dabei macht, soll die alten, schädlichen und bösen Geister, die Nacht und Macht des Winters vertreiben, den Segen eines glücklichen Jahres für die Gemeinschaft bringen und den Frühling herbeiwünschen. Der mit Brezel und Ei, dazu den bunt flatternden Bändern — Ei und Brezel sind uralte Fruchtbarkeitssymbole (vgl. hierzu auch K. Mossemann, Gebildbrote im festlichen Brauchtum des Jahres, Badische Heimat. Mein Heimatland, 48. Jg., Heft 4, 1968, bes. S. 407/408) — als wichtigsten Requisiten gezierte „Sommertagsstecken“, die alte germanische Lebensrute ist wohl darin zu sehen, läßt auf jeden, der damit berührt wird, neue Lebenskraft übergehen. Während wir im „Stabaus“-Brauchtum, vor allem im Wormsgau und im Leininger Bereich bis heute lebend, an den uralten Rechtsbrauch und den Gebrauch des „Staupbesens“ zur Landesverweisung, im übertragenen Sinne des Hinausjagens in unserem Zusammenhang also an die Aufforderung an den Winter sich auf gut pfälzisch zu „stawen“, d. h. sich davonzumachen, denken müssen, verbrennt man im ostfränkischen Brauchtbereich des „Todaustragens“ symbolisch in der Form einer Strohuppe den Winter.

Bevor wir die Gegenwart schildern, führen wir Prof. E. Schmitt an, der in einem Baden-Badener Schulprogramm „Sagen, Volksglaube, Sitten und Bräuche aus dem Baulande (Hettingen)“, im Jahre 1895, S. 20 schreibt: „Am Sonntag Lätare wird von der Dorfjugend eine Strohuppe angefertigt, mit alten Kleidern versehen und auf eine lange Stange gesteckt. Das Ankleiden geschieht immer in derselben Scheuer, die seit Menschengedenken dieses Vorrecht für sich in



Villinger Mäscherli mit Morbili und Narro mit Suhebel

phot. Müller, Freiburg

Anspruch nimmt. Die Strohuppe heißt der ‚tote Degen‘. (Merkwürdig ist hier die Erhaltung des alten Wortes ahd. degan, mhd. degen = Held). Am Nachmittag wird der tote Degen ausgetragen. Die Jugend folgt mit hölzernen Säbeln. Von Zeit zu Zeit wird die Schreckgestalt abgelegt und mit den Säbeln bearbeitet. Der Zug bewegt sich bis zur Gemarkungsgrenze, allwo der tote Degen ins Wasser geworfen wird. Für den der ganzen Gemeinde geleisteten Dienst heischen die Jungen dann, von Haus zu Haus ziehend, ihren Lohn unter Absingung des Spruchs: ‚Hutzel raus, der Toud is daus‘. In Rinschheim, wo dieselbe Sitte herrscht, lautet der Spruch:

„Hutzel, Hutzel herer, der Peidr is e scherer, der Peidr is e guddr Mann, er geit uns alles was er kann; Hutzel raus, der Toud is daus.“ Mit ängstlicher Sorgfalt wachen die Alten darüber, daß die Jungen diesen Tag nicht etwa vergessen. Denn einmal — so erzählen alte Leute — wurde das Todaustragen unterlassen; da entstand eine furchtbare Seuche, die erst nachließ, als man den toten Degen mitten im Sommer hinaustrug.“

Soweit Prof. E. Schmitt aus dem Jahre 1895. Im Jahre 1965 konnte der Verfasser dieser Abhandlung auf einer Sonntag-Lätare-Volkskunde-Aufnahmefahrt in Rinschheim im Bauland folgende Kinderverse auf Tonband aufnehmen:

„Mer welle de Doude naus Getzemer
(Götzingen ist die Nachbargemeinde)
Wasserhausch drooche,
mer wellen deefe.
Wie sollern heeße:
Peidr, Peidr, Peidr!“

Dies ist der Spruch beim „Todaustragen“ in der Gegenwart in Rinschheim. Jetzt folgt der heutige „Heischespruch“ beim Einsammeln der Gaben nach der Brauchtumsübung:

„Hutzel, Hutzel, herer,
de(r) Peidr is en scherer,

de(r) Peidr is en guddr Mann,
der geit unsch alles was er kann:
Hutzel raus, de(r) Doud is haus,
sunscht kümmt er nei eier Hühnerhaus“
(etwas unterdrückt folgt noch scherzhaft und neckisch:

„Un seeift (säuft) eeich (euch) alli Eeier
(Eier) aus!“

Beim Vergleich der Heischeverse finden wir kaum einen Unterschied zwischen 1895 und der Gegenwart.

In Oberlauda — wo der Brauch des „Todaustragens“ heute nicht mehr ausgeübt wird — hieß es um die Jahrhundertwende auch noch:

„Hutzel raus, de Doud is haus,
Daus dem lange Jude Haus.
Is de Lang net d’ham,
schmeiß e mer’n nei’n Rahm.“

Hier ist im Kinderspruch eine versteckte Drohung gegen solche enthalten, die keine Gaben spendeten!

Eine Drohung gegen Gabenverweigerer ist auch im Heischevers der Gegenwart in Rauenberg über der „Höhe“ des Maintals zwischen Wertheim und Miltenberg enthalten:

„Aier raus, aus dem Haus,
sunscht kümmt de Ratz nei’s Hühnerhaus.“

In Rauenberg bringen die Kinder in jedes einzelne Haus nach dem Todaustragen als eine Seltenheit Rosmarinzeiglein mit dem Spruch:

„Do heddr Hühnerkräudich, daß die
Hühner gudd leeiche.“ (legen)

Hier hat sich aus alter Zeit die Bedeutung der „Lebensrute“ — vom Mythologen W. Mannhardt wurde dieser Ausdruck geprägt — erhalten. Das schon genannte Wörterbuch der deutschen Volkskunde meint hierzu unter dem Stichwort Rosmarin S. 646: „In einigen Gegenden (z. B. Vogtland, FRANKEN, Oberpfalz) wurde der Rosma-

rinzweig als Lebensrute gebraucht, deren Schläge Fruchtbarkeit verleihen sollten.“ Nun, in Rauenberg hat sich dieses Denken — vielleicht ganz unbewußt als reine Brauchtumsübung — bis in unsere Tage erhalten.

Besonders schön ist in dem Rauenberg benachbarten Ebenheid das „Todaustragen“ erhalten: Bis auf den heutigen Tag nimmt die ganze Dorfgemeinschaft geschlossen daran Anteil. Schon acht Tage vor Lätare werden von den Buben der vier oberen Schulklassen im Dorf abgelegte Kleider und Schuhe für den Toten“ — der ein Symbol des Winters ist — gesammelt. Mit dem Ruf:

„Hose, Kittel, Weste, Schuh
unn en schöne Hud dezu“

ziehen die Dorfbuben von Haus zu Haus. Ein Zylinderhut ist als Kopfbedeckung der Puppe in Ebenheid alte Tradition. Im Laufe der Woche wird der „Tote“ hergerichtet. Am Lätaresonntag versammelt sich die Dorfjugend nach dem Nachmittagsgottesdienst und holt die mit den gesammelten Kleidern und dem Zylinderhut ausgestaffierte Stroh-
puppe, den „Toten“ ab. Beim Umzug durch das Dorf Ebenheid wird nach alter Überlieferung gesungen:

„Heud, heud wärd der Doud nausge-
droache,
naus die lange Hüdde,
morche isch die Faschde,
do leere die Baure die Kaschde.
Iwwermorche isch die Koarwuche,
do esse die Baure die Eierkuche.
Ho, ho, ho,
die Ouschdern isch ball do!“

Mit viel Geschrei geht es hinaus zum Ebenheider Hof, in dessen unmittelbarer Nähe die baden-württembergisch-bayerische Grenze verläuft. Beim Ebenheider Hof angelangt, wird folgender Heischespruch aufgesagt: „Houfbauer, lang (in Abwandlung heißt es auch: schmeiß) die Hutzel raus, mer renne der dreimool üm dei Haus.“

Die „Hutzelbuben“ springen darauf dreimal um den Ebenheider Hof, damit alles Unheil von Haus und Stall bannend. Danach werden sie vom Hofbauern mit Hutzel (gedörnte Birnenschnitze und Äpfel) und einem großen Stück Brot für jeden bewirtet. Während die „Hutzelbuben“ diese Gaben verzehren in der großen Bauernstube, schaut der „Tod“ plötzlich zum Fenster herein. Mit einem „Vergelt's Gott“ stürmen alle sofort hinaus, denn der letzte ist der „Hutzel-frosch“ — und das für ein ganzes Jahr! Wahrlich kein ehrenvoller Titel und vor allem immer mit viel Neckereien im ganzen Jahreslauf verbunden!

Der „Tote“ wird nun neben dem badisch-württembergischen-bayerischen Grenzstein aufgestellt und verbrannt. Hierbei steht die Schuljugend — nach Altersgemeinschaften geordnet — auf bayerischer Seite; doch sobald der letzte Rest des „Toten“ von der Stange fällt, stürzt alles hinüber auf baden-württembergisches Gebiet, denn der letzte „Grenzgänger“ ist — bis zum nächsten Jahr — der viel verspottete und geneckte „Doudvadder“. Die Stange, auf der die Puppe befestigt war, wird vom Hofbauern als Stiel für eine Stallkratze abgeholt, denn sie bringt Glück im Stall — man sagt wenigstens so. Auch geht die Sage — bis auf den heutigen Tag —, daß ein Vorfahre des jetzigen Hofbauern in den 1880er Jahren diesen Brauch einmal als „Aufgeklärter“ und „Darüberstehender“ aufgegeben habe. Gleich darauf sei das Unglück in Stall und Hof eingekehrt. Mehrere Rinder, Kälber, Pferde, Schafe und Schweine sollen zugrunde gegangen und auch Mißernten beim Getreide und den Kartoffeln sollen eingetreten sein. Erst als man die Stange des „Toten“ holte, habe sich das Glück wieder beim Hofbauern eingestellt.

Im Dorfe holen die Kinder zum Abschluß des ganzen Brauches den Lohn für ihre Mühen. Die Einwohner spenden gerne, wenn sie den Ruf hören:



Überlinger Hänsele

phot. S. Lauterwasser, Überlingen.

„Wir bitten um Mehl, Milch, Eier,
Schmalz mit her!“

Im Hause, wo der „Tote“ hergerichtet worden war, werden diese Gaben zu Pfannkuchen und Gestörtem (im alemannischen „Kratzede“ genannt) zubereitet und vergnügt verzehrt. Mit überladenen Magen geht man auseinander und freut sich schon wieder auf das „Doudnausdroache“ im nächsten Jahr. Aber zunächst müssen die Buben während der Kartage, solange die Glocken nach dem Volksglauben in Rom sind, das heißt, während die Glocken nicht geläutet werden dürfen an den stillen Tagen der Karwoche, „kärren“ und „rätschen“. Davon wollen wir dann im Fortlauf des Jahresbrauchtums dieser Abhandlung noch berichten.

Aber kehren wir zurück zum eigentlichen „Sommertagszug“. Es wurde bereits angeführt und im „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ ist S. 460 auch zu lesen: „Das Sommergehen, der Sommertag, der Umzug mit dem Sommerstecken war, jedenfalls bis zum Zweiten Weltkrieg, der verbreitete Brauch, der bekanntlich im Heidelberger Sommertag eine neuzeitliche und großartige Umwandlung erfahren hat.“ In diesem Jahr — 1969 — kann der Heidelberger „Sommertagszug“ in seiner organisierten Form seinen sechsundsiebzigsten Geburtstag feiern. Am 12. März 1893 zog vormittags 11 Uhr vom Karlsplatz aus der erste Kinderumzug durch die Straßen der alten kurpfälzischen Residenz- und Musenstadt mit seinem vielstimmigen „Strih, Strah, Stroh, der Summerdag isch do . . .“

Der Winterbutzen, ursprünglich nur ein an der Spitze zusammengebundener Strohbauisch, den sich der von der Altersgemeinschaft ausgewählte Bub über den Kopf stülpte, wurde mittlerweile zum meterhohen, mit Stroh überzogenen Gestell. Parallel dazu wuchs auch der Sommerbutzen aus einem in

Bärlapp oder Efeu eingebundenen Jungen zu einem mit frischem Tannengrün überklebten tänzelnd sich drehenden Monstrum von beachtlicher Höhe.

Immer haben sich die im Volk lebenden und tief verwurzelten echten Bräuche gewandelt und dem Zug ihrer Zeit angepaßt. Der Gruß an die wiedererwachende Natur ist eben so menschlich, daß er sich mit den Menschen wandelte und mit ihnen in das technische Zeitalter einzog. Es ist so ein erfreuliches Zeichen und ein schöner Zug zu sehen, daß selbst im Zeichen des gewaltigen Umbruchs der Technik und aller zivilisatorischer Zutaten die von der Gemeinschaft noch immer mit Stolz gehüteten Überlieferungen — wenn auch mancherorts auf einen anderen Termin verlegt, wie etwa beim „Sommertag“, wo die letzten „Sommertagsumzüge“ am ersten Sonntag im Mai (in Bruchsal beispielsweise) stattfinden, wenn die Witterung keinen Zweifel mehr am endgültigen Sieg des Frühlings läßt — liebevoll gepflegt werden, ja sogar von Jahr zu Jahr in unserer Heimat, wie wir es aufzuweisen versuchten, in zeitgemäßer Verjüngung ihre ehrwürdigen Traditionen weiterführen und dem Licht des Frühlings zum Sieg über das Dunkel des Winters verhelfen.

Literaturnachweis:

H. E. Busse, Alemannische Volksfasnacht. Mein Heimatland, 22. Jg., Heft 1/2, 1935.

J. Künzig, Die alemannisch-schwäbische Fasnet, Freiburg i. Br., 1950.

E. Schmitt, Sagen, Volksglaube, Sitten und Bräuche aus dem Baulande (Hertingen). Ein Beitrag zur badischen Volkskunde. Beilage zum Programm der Höheren Mädchenschule zu Baden-Baden für das Schuljahr 1894/95, Baden-Baden 1895.

O. A. Erich und R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, zweite Auflage, neu bearbeitet von R. Beitzl, Stuttgart 1955, Kröners Taschenausgabe Band 127.

Ferner dienten mehrere „Heimatseiten“ unter der Redaktion von J. von Golitschek des „Heidelberger Tageblatt“ dieser Arbeit.